Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 17

Artikel: Indische Schmetterlinge
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670473

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

auch, was in den europäischen Häusern in seinem Umkreis passiert, das bei ihm nicht verhandelt und klein und fein gedroschen würde.

Er wird sehr oft um finanzielle Hilfe angegangen, die er immer gern gewährt, wenn ihm Sicherheit geboten wird, das heißt genau so viel und nicht mehr, als die Habseligkeiten, die Hütte, vielleicht auch ein Stückchen Land, das dem Bittenden gehört, wert sind. Und natürlich verlangt er einen erpressend hohen Zins für die Anleihe.

Mit der Polizei steht er auf gutem Fuß; darauf ist er sorgsam bedacht, damit, sollte er je in Schwierigkeiten kommen, er Freunde auf dieser Seite hätte.

Gewöhnlich fängt er sein Geschäft sehr klein an, mit vielleicht kaum hundert Franken Kapital, und was er macht an täglichem Profit, ist nach unsern Begriffen verschwindend wenig. Seine persönlichen Bedürfnisse sind sehr bescheiden. Der kleine Laden dient ihm noch als Wohn- und Schlafraum. Ein wöchentlicher Wechsel von Hemd und Lendentuch genügen ihm als Kleidung, und da er Vegetarier ist, braucht er für Nahrung sehr wenig, denn die Landesprodukte, Reis, Früchte und gewisse Gemüsearten, sind billig. So kommt es, daß unser Freund, wenn er einmal richtig installiert ist, sich bald eine kleine Summe ersparen kann, sein Geschäft aufgibt, sich in sein Heimatdorf zurückzieht und dort ein Stückchen Land erwirbt, um fortan als glücklicher „Landeigentümer" zu leben.

Sein Wünschen und Hoffen ist damit erfüllt.

Hanna Beck.

Das Lied des Einsiedlers.

Gern verweil ich noch im Tale,
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heilgen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Tor.

Eingewiegt in selges Schauen
Ängstigt mein Gemüt kein Schmerz.
O! Die Königin der Frauen
Gibt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Ton verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd ich einst von hier getragen,
Schau ich dankbar noch zurück.

Novalis.

Indische Schmetterlinge.

Von Hermann Hesse.

Die Stadt Kandy auf Ceylon ist der Rest einer sehr alten Königs- und Priesterstadt, und in neueren Zeiten ist es dem Gelde der Engländer gelungen, ein bequemes, sauberes, verdorbenes Hotel- und Fremdennest daraus zu machen. Trotzdem ist Kandy schön: mit allem Gelde und mit allem Zement läßt sich das strotzende Wachstum dieser Pflanzenwelt nicht umbringen. Da sieht man an grünen Hügelhängen den ganzen überschwenglich reichen Busch- und Baumwuchs noch viel überschwenglicher von blühenden Schlingpflanzen überwachsen, abenteuerlich großblumige Winden und Klematis blühen und duften in ganzen Kaskaden. An dem See mit seinen künstlichen und etwas starren Ufern gehen mutige Engländer spazieren, man sieht in der Tempelgegend alte Frauen mit rostigen Schwertern den Rasen abmähen, und die englischen Spaziergänger fühlen sich kaum belästigt von dem unablässigen Zudrängen der Kutscher, der Rikscha-Kulis, der Händler und Bettler, die sich kriechend und schamlos anbieten. Es ist nicht leicht, sich Kandy anzusehen, wenn man ein offenes Ohr und ein halbwegs zartes Gemüt hat; jeder Spaziergang durch die Stadt ist ein anstrengendes und empörendes Spießrutenlaufen zwischen den Hyänen der Fremdenindustrie, wie man es ja auch in Europa häufig an solchen Orten findet. Am Ende ist man froh, sich zu dem grinsenden Rikscha-Kuli zu flüchten, der einem vorher mit seiner Wagendeichsel zwanzigmal den Weg versperrt und den man ebenso oft

Das neue Gewerbeschulhaus in Zürich. Phot. Hans Eckstein, Zürich.

weggejagt hat: er hatte Recht, er wußte wohl, daß der Versuch eines Neulings, in Kandy zu Fuß spazieren zu gehen, immer bald mit der Flucht in einen Wagen endet.

Mit der Zeit lernt man dies und jenes und wird auch härter und stumpfer. Und so wagte ich es eines Tages, mit meinem Schmetterlingsnetz in der Hand auszugehen. Daß das Netz die Neugierde und den Spott der Straßenjugend wachrufen würde, hatte ich im voraus bedacht — schon bei den so gutmütigen Malaien hatte ich allerlei erlebt — und wirklich empfingen mich sämtliche braunen Gassenbuben mit Gelächter und riefen mir singalesische Vokabeln nach. Ich fragte einen eingeborenen studierten Jüngling, der mir mit Büchern unterm Arm begegnete, was die Rufe bedeuteten; er lächelte sehr höflich und sagte leise: „Oh, Master, they are telling that you are an Englishman who is trying to catch butterflies.“ Die Buben sahen freilich aus, als hätten sie weniger harmlose Sachen gerufen. Zufrieden ging ich weiter und war auch dadurch nicht zu besiegen, daß zahlreiche Jungen sich mir heftig redend anschlossen, die mir gute Schmetterlingsplätze zeigen wollten, mich mit Eifer auf jede vorüberschwirrende Fliege aufmerksam machten und dabei jedesmal die Hand um einen Penny ausstreckten. Als endlich die Straßen stiller wurden und in der Nähe ein schmaler Waldweg Einsamkeit verhieß, schlug ich mit einem Rest von Humor die letzten Peiniger in die Flucht und bog in den rettenden Pfad ein.

Ich glaubte, es schlau gemacht zu haben und lief doch meinem Verhängnis entgegen. Auf dem ganzen Weg durch die Stadt nämlich war dreißig Schritte hinter mir ein schöner, stiller Mann oder Herr gegangen, mit krausem, tiefschwarzem Haar, mit braunen, traurigen Rehaugen und einem schönen schwarzen Schnurrbart. Er hieß, wie ich später erfahren sollte, Victor Hughes, und es war mir vom Schicksal bestimmt, dieses Mannes Opfer zu werden.

Mit ehrerbietigem Gruße trat er jetzt an mich heran, lächelte mit feiner Höflichkeit und erlaubte sich, mich in tadellosem Englisch darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Weg in einen Steinbruch führe und daß hier kaum eine Ausbeute an Schmetterlingen zu hoffen sei. Dort drüben hingegen, mehr rechts, sei keine üble Gegend, und dort südlich, auf der andern Talseite, sei einer der allerbesten Plätze. Ehe ich

viel mehr als Ja und Nein und Dankeschön gesagt hatte, waren wir in eine Unterhaltung und persönliche Verbindung geraten: aus den klugen bekümmerten Augen des schönen Menschen sah mich ein altes, edles Volkstum mit stillem Vorwurf an, aus seinen Worten und Gebärden sprach eine alte Kultur gepflegter Höflichkeit und zarter buddhistischer Sanftmut. Mit einer Mischung von Hochachtung und Mitleid begann ich diesen Mann zu lieben. War ich anscheinend auch der Herr, der weiße Sahib, so war doch er viel vornehmer, klüger und edler als wir weißen Barbaren, und außerdem sprach er ein Englisch, das mich sehr beschämte.

Die Unterhaltung kam auf die Schmetterlinge, die ich fangen wollte, und es zeigte sich, daß Hughes ein Kenner und Fachmann war, ja, daß er von diesem Gebiet viel mehr verstand als ich: er nannte mit kollegialem Lächeln ganze Reihen von lateinischen Namen, die ich nie gehört hatte, zu denen ich aber etwas gönnerhaft nickte, um mir keine Blöße zu geben. Ich sagte auch ein- oder zweimal mit jenem väterlichen und verlogenen Ton, den der Engländer gegen die Eingeborenen anschlägt: „Yes, yes, my dear man, I know all about Kandy-butterflies."

Aber ich sprach doch weiter, bestrickt von seiner Höflichkeit, und stellte mich, wie er es mir nahelegte, immer mehr als ernsten Fachmann und wissenschaftlichen Sammler. Da aber zauberte Hughes, völlig überraschend, aus seinen singalesischen Gewändern plötzlich eine hübsche kleine Holzkiste hervor, auf seinem edlen Gesicht erschien ein schmeichelndes Hausiererlächeln, er öffnete seine Truhe mit einladender Gebärde, und ich sah auf weißem Grunde eine wundernette, tadellos präparierte Sammlung von Faltern und Käfern ausgebreitet, die er mir für fünfzehn Rupien zum Kauf anbot.

Ich sah den Umfang der Gefahr sofort, aber ich war wehrlos. Ich stimmte nur meinen Ton um einen Schatten kühler und erklärte bedauernd, daß ich Schmetterlinge zwar sammle, aber nicht kaufe, und daß fertig präparierte Stücke für mich ganz ohne Interesse seien.

Mister Hughes begriff das vollständig. Gewiß, solche Sammler wie ich kauften ja niemals aufgespannte Falter. Selbstverständlich würde ich nur frische Exemplare in Papierdüten kaufen, um sie dann selbst zu präparieren. Er werde mir welche zeigen. Er wisse, daß ich im Queens Hotel wohne: ob ich dort um sechs Uhr zu finden sei?

Das wisse ich nicht, sagte ich kurz, und wandte mich verdrossen ab. Er zog sich zurück. Aber nun war er zu meinem Dämon geworden. Er stand am Abend in der Halle des Hotels, er begrüßte mich halb ehrfürchtig, halb kollegial und zog hinter einer Säule hervor eine ganze Anzahl von Schachteln, Dosen und Kistchen. Im Augenblick war ich von einer reichen, geschickt ausgebreiteten Sammlung indischer Falter umgeben. Zuschauer kamen an meinen Tisch, und je mehr ihrer wurden, desto weniger mochte ich mein schwaches Englisch zur Schau stellen. Es wurde mir schwül, ich sann auf Flucht. Plötzlich stand ich hastig auf, als sei mir etwas Wichtiges eingefallen, ließ Hut und Mantel liegen und eilte zum Lift, mit dem ich ins dritte Stockwerk entfloh. Mit dieser Flucht hatte ich das Heft vollends aus der Hand gegeben.

Von da an sah ich in Kandy nichts mehr als Herrn Hughes. Er stand an jeder Straßenecke, die ich zu Fuß passierte. Er hob höflich den Mantel auf, der mir vom Wagen glitt. Er kannte meine Zimmernummer, er wußte die Zeit meiner Mahlzeiten und Ausgänge. Wartete ich eigens einmal mit dem morgendlichen Ausgang bis acht Uhr, so stand er an der Treppe, und erschien ich des andern Tags schon um halb sieben, so war er auch da. Wenn ich in einem Laden ausruhte und Ansichtskarten auswählte, erschien er lächelnd am Ladeneingang, eine kleine polierte Kiste unterm Arm, und wenn ich irgendwo draußen im Freien nach einem Schmetterling jagte und ihn verfehlte, so bog Hughes um die Ecke, deutete dem entflogenen Falter nach und nannte seinen lateinischen Namen. „Ich habe schöne Exemplare davon, Herr, auch Weibchen; ich bringe sie um sieben ins Hotel."

Bald hatte er es erreicht, daß ich kein höfliches Wort mehr mit ihm sprach, ihm aber für zwanzig Rupies abkaufte. Er war immer da, immer schön und höflich, er blickte traurig aus dunklen Augen, sprach mich voll Ehrfurcht an, und wenn ich schalt oder schweigend weglief, ließ er ergeben die mageren braunen Hände sinken; und immer trug er, in der Tasche oder im Lendentuch verborgen, eine Dose, eine Schachtel bei sich, früh und spät, immer neue Sachen, bald einen riesigen Atlasfalter, bald ein „lebendes Blatt", bald einen Goldkäfer oder Skorpion. Er trat aus dem Schatten eines Pfeilers, wenn ich den Speisesaal verließ; er war verwandt mit dem Mann, der mich rasierte; er kannte den

Wechsler, bei dem ich mein Geld wechselte. Er begegnete mir am See und beim Tempel, im Wald und auf der Gasse, er begrüßte mich früh nach dem Bade und stand spät abends müde im Vestibül, wenn ich vom Billardsaal kam, er stand mit höflich geneigtem Kopf, mit stillen, wartenden Augen, und trug irgendeinen Schatz im Gewand. Ich gewöhnte mich daran, ihn von weitem im Gedränge der Straße zu erkennen und zu fliehen, ihn plötzlich nahen zu fühlen, und meine Blicke zu versteinern, ich lernte auf Ausflügen jeden Seitenpfad mit Mißtrauen nach seiner Gestalt absuchen, und das Hotel heimlich, wie ein Zechpreller, zu verlassen. Er erschien mir mehrmals im Traum, und ich wäre nicht sehr erstaunt gewesen, ihn eines Abends unter meiner Bettstelle verborgen zu finden. — Nicht in Kandy selbst, aber in der Nähe dieser Stadt, im Tal des Mahavelli, habe ich zauberhaft schöne Dinge gesehen: badende Elefanten, wallfahrende Bergbewohner, fabelhafte Schlangen, uralte heilige Felsentempel. Aber wenn ich an Kandy denke, so erscheint als erstes Bild jener unglückliche Hughes. Noch als ich damals Ceylon längst verlassen hatte und seit vielen Tagen auf dem Wasser war, passierte es mir gelegentlich, daß ich morgens beim Gang von der Kabine aufs Deck mit einem Gefühl von Bangigkeit und Beschämung um mich blickte, ob nicht an einer Tür, hinter einem Pfeiler, in einem Korridor der Singalese mit seinem polierten Kästchen auf mich lauere.

Bekenntnis eines Wanderers.

Von Alfred Graber.

Mit jedem Tag wird die Erde für uns Wanderer neu. Unsere Lockung ist die weite Welt. Uns ist der freie Himmel, ist Sturm und Sonne, Nacht und Morgengrauen. Was zwischen den Wandertagen liegt, das so „wichtige" Erwerbsleben, es ist nur ein Zwang, eine Hemmung, eine fragwürdige Zeitspanne, da wir uns selbst nicht ganz gehören.

Lieber lauschten wir einem Strome im Urwald, lieber blickten wir über eine endlose Steppe hin, schauten wir hernieder von einem hohen Berg. Lieber erfühlten wir die Erde und die Unbedingtheit, mit der wir ihr verwachsen und zugleich verfallen sind.

Das Bewußtsein, Wanderer zu sein, verläßt uns nie, Wanderer im Gegensatz zu den unheimlich Seßhaften, Wanderer schließlich auf der Erde überhaupt, aus einer Ungewißheit auftauchend und in der anderen versinkend.

Freunde sind uns alle Gleichgesinnten, wandern sie nun, wie immer sie mögen, zu Fuß, im Flugzeug, zu Pferde oder im Automobil. Wir lieben diese Gleichgesinnten und lassen sie gesellig mit uns ziehen, unser Geschick scheint nicht von dem ihren zu trennen. Und doch wohnt in uns stets jene grenzenlose Einsamkeit, weil wir wissen, daß alle diese Weggenossen uns doch nicht ganz gehören und wir ihnen nicht.

Keine Ziele haben wir. Uns kümmern die zeitweilig gesteckten Endpunkte der Wanderung wenig. Auf der Fahrt sein, ist uns alles, Unruhe und Glück, Sehnsucht und Erfüllung zugleich.

Pan ist nicht tot für uns. Sind wir auch unersättlich im Wunsche nach Neuem, so bleibt doch das Erlebte und Gesehene in uns verankert, und die Dankbarkeit gegenüber der Erinnerung ist unermeßlich groß. Und wenn wir die Menschen verlassen, die wir lieben, weil die Lockung übermächtig wird, so sind sie doch bei uns auf unseren Wegen, weil sie nie vergessen werden.

Die Zeit, in der wir jetzt leben, ist unklarer und verworrener, als je eine frühere es war. Wir ahnen nicht, wohin wir treiben. Wir sehen die Führer nicht, denen wir vertrauensvoll in die dunkle Zukunft folgen könnten. Wir wissen auch, daß die Tat in den Bergen und im Wandern nicht die Tat ist, die die Menschen erlöst oder vorwärts bringt. Doch was bleibt in der Ungewißheit und im Warten Schöneres zu tun als zu wandern? Unser fruchtloses Wandern wird die eine Frucht nie in uns faulen lassen: das Abenteuer, das Erlebnis und den Glauben an die Natur.

Wir sind Städter und komplizierte Geschöpfe. Aber es steht nicht schlimm mit uns, solange wir über all den angenehmen Dingen den Duft der Erde, das Rauschen der Wälder und die Stille des Himmels nicht vergessen. Wir werden Gralsritter bleiben. Wir werden um eines Berges, um einer Ferne willen kämpfen, weil es uns Freude macht, und wir werden in der Abenddämmerung auf den erlebten Wandertag zurückblicken und finden, daß er gut vollbracht war.